

Soziale und politische Dimensionen Urbaner Landwirtschaft

Vortrag zur Ausstellungseröffnung "Carrot City - Die Produktive Stadt" in München
von Christa Müller, Stiftungsgemeinschaft anstiftung & ertomis

Mit Joe Nasr, dem Hauptkurator dieser Ausstellung, habe ich am Sonntag einen Workshop zum Lastenfahrradselberbau besucht. Dort schraubte auch ein Vertreter des vor wenigen Wochen eröffneten Münchener Gemeinschaftsgartens "O pflanzt is" an einem Lastenfahrrad aus Schrottteilen, das später für Gartentransporte eingesetzt werden soll. Immer mehr urbane Gartenprojekte eignen sich solches Handwerkswissen an; in diesem Fall zunächst aus dem einfachen Grund, weil sie die Produktion von frischen, lokalen Lebensmitteln konsequenterweise auch mit einer postfossilen Mobilität verknüpfen wollen. Hier deutet sich die **erste wichtige Dimension** für die allorten zu beobachtenden neuen Formen des Gärtnerns und des Selbermachens an:

Eine neue Generation ist sich auf radikal klare Weise bewusst, dass der westliche Lebensstil längst an seine Grenzen geraten ist. Das wachsende Interesse am urbanen Gärtnern rückt im Fahrwasser der globalen Energie- und Ressourcenkrise in den Blick. Die Epoche der billigen Nahrungsmittel wird in absehbarer Zeit für immer beendet sein. Die veränderten Konsummuster in bevölkerungsreichen Ländern wie China und Indien, in denen immer mehr Getreide und Fleisch verzehrt wird, beschleunigen die Knappheit. Die radikale Verstädterung in China führt zudem dazu, dass bis zu 20 Prozent des besten Agrarlandes dem Bau von Hunderten neuer Städte geopfert werden (vgl. Hirn 2009, S. 112 ff).

Hinzu kommen die klimabedingte Desertifizierung von immer mehr Agrarflächen sowie die ölpreisbedingte Steigerung der Transportkosten. Man muss sich vor Augen führen, dass die industrialisierte Intensivlandwirtschaft ohne die Erdölprodukte Kunstdünger und Pestizide völlig undenkbar wäre.

Und nicht nur sie. Erdöl ist der Treibstoff des westlichen Zivilisationsmodells, eines ganzen Zeitalters, dessen Zeit sich dem Ende neigt. Schon früh, nämlich 1903, sagte der große Soziologe Max Weber in seinem Werk "Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus" voraus, dass dieses Zeitalter alternativlos wirkmächtig, aber zugleich auch nur temporär gültig ist. Die "Satansmühle des fossilen Kapitalismus", so Weber, kommt erst dann an ein Ende, wenn "der letzte Zentner fossilen Brennstoffs verglüht ist."

Schon heute, und mit erstaunlicher Leichtigkeit greifen die urbanen Garteninitiativen die Illusion der westlichen Gesellschaften auf: das auf blindem

Ressourcenoptimismus beruhende Wachstumsparadigma, der Glaube daran, durch immerwährenden technischen Fortschritt und ökonomisches Wachstum den Wohlstand mehren zu können – und kontrastieren diese Mythen der Moderne mit eigenwilligen sozialen Praxen und postmateriellen Wohlstandsmodellen.

Die neuen StadtgärtnerInnen reproduzieren Saatgut selbst, tauschen es untereinander, statt Hybridsorten im Baumarkt zu kaufen, sie kultivieren alte Sorten, ziehen lokales Gemüse, bereiten es im Idealfall gleich vor Ort zu und verspeisen es – klimaneutral und in bester Qualität – gemeinsam mit anderen Gartennutzern.

Die urbanen Praxen zeigen schon heute, dass der Weg in eine postfossile Ökonomie und die damit verbundenen materiellen Wohlstandsverluste durchaus auch Perspektiven offeriert, allerdings nur dann, wenn er von neuen Wohlstandsmodellen, einer gerechten Umverteilung sowie von tiefgreifenden Partizipations- und Demokratisierungsprozessen begleitet wird. Eins jedenfalls ist klar: Die

Zivilgesellschaft bringt derzeit eine weitaus größere "kollektive Intelligenz" hervor als die in Interessens- und Klientelkalküle hoffnungslos verstrickte Politik.

Das zeigt z.B. eine Aktion wie der Umzug des Berliner Nachbarschaftsgartens "Rosa Rose". Als der Investor den Rosa Rose-Garten im grünarmen Friedrichshain bebauen will, wird die besetzte Brachfläche im Juli 2009 polizeilich geräumt. Den Auszug aus dem Garten inszenierte man als Umzugsparade, die zugleich Demonstration für eine nachhaltige Stadtentwicklung von unten war. Auf Lastenfahrrädern wurden die Gemüsepflanzen, Büsche und Obstbäume öffentlichkeitswirksam von blumengeschmückten jungen Leuten zum Überwintern auf "Asylbeete" der vernetzten Berliner Gartenszene gebracht. Der Gartenumzug von Rosa Rose war kein unspektakulärer Rückzug, kein kleinlautes Nachgeben angesichts der Eigentumsverhältnisse; vielmehr wurde der Pflanzentransport positiv gewendet. Hier erhalten wir einen Hinweis darauf, wie sich die neue urbane Gartenbewegung von ihrem Vorgänger, der in ihren Anfängen durchaus auch innovativen Kleingartenbewegung, unterscheidet. Sie ist hochgradig performativ, und sie ist auf eine aufregende Weise politisch, wie noch zu zeigen sein wird.

Galt der Gemüsegarten, egal ob mobil, wie auf einem Parkgaragendach in St. Pauli, oder fest am Boden verankert, bis vor kurzem noch – zumal in den Großstädten – als anachronistisches Relikt längst vergangener Zeiten, machen heute plötzlich die Jungbauern aus Kreuzberg Furore, veranstaltet die Bundeskulturstiftung das Festival "Überlebenskunst", kann man die von der Gartenarbeit mitgenommenen Fingernägel getrost wieder in die Kamera halten.

Gehörte es im Zuge des Modernisierungsprozesses zum unverzichtbaren Statussymbol, zumindest in den von Industrialisierungsprozessen stark betroffenen Regionen Europas, den Misthaufen vor der Hoftür verschwinden zu lassen, die Gärten zu betonieren, großes Gerät aufzufahren und demonstrativ zu zeigen, dass man in der Lage war, die Dinge zu kaufen statt selberzumachen, steht heute mitten in den hipsten Vierteln der Großstädte die Generation Garten tatkräftig in der Rabatte. Was wir hier beobachten, ist eine Verschiebung der Statussymbolik hin zu postmateriellen Werten und Lebensstilelementen. Selbermachen, selber anbauen, das bedeutet auch, einen eigenen, individuellen Ausdruck in den Produkten finden, sich markant abzusetzen gegenüber den komplett vorgefertigten Industriewaren. "Ich finde, wir sollten uns die Finger schmutzig machen und in der Erde wühlen", sagt Stefanie Wenner, die Kuratorin von "Zellen. Life Science – Urban Farming". Im Rahmen dieses urbanen Festivals verwandelten die Betreiber des Berliner Prinzessinnengartens im Herbst 2010 das imposante Berliner Hebbel-Theater in einen Gemüsegarten und luden die Nachbarschaft ein, im Jugendstiltheater zu gärtnern, zu ernten und gemeinsam zu kochen.

Der Prinzessinnengarten ist eine soziale und ökologische Landwirtschaft in Berlin Kreuzberg, die auch in unserer Ausstellung präsentiert wird. Menschen aus unterschiedlichen Generationen, Kulturen und Milieus können hier lokales Biogemüse anbauen, gemeinsam imkern, zusammen essen, Musik machen und vor allem auch: mitarbeiten.

Waren seinerzeit die geheizten Werkstätten der Handwerker und die Gemischtwarenläden zentrale Orte des Soziallebens, scheinen heute die neuen Orte des Selbermachens, die städtischen Gemeinschaftsgärten und die Offenen Werkstätten, zu Treibhäusern einer post-fossilen Stadtgesellschaft zu werden.

ZEIT online berichtet, dass die Organisatoren des genannten Festivals durch einen Artikel in der *Spex* auf die Prinzessinnengärten aufmerksam wurden: "Zwar ist das Musikmagazin nicht gerade als Zentralorgan der Gartenaktivisten bekannt, aber die

Prinzessinnengärten sind mittlerweile Pop." (www.zeit.de/kultur/2010-11/prinzessinnengaerten-theater-berlin)

Hier zeigt sich nun eine **weitere wichtige Dimension** der Renaissance der Subsistenz, des Selbermachens, der Eigenarbeit. Städtische Brachflächen, die mit der eigenen Hände Arbeit und nach eigenen Vorstellungen zu Gärten verwandelt werden, gehören zu den wenigen noch nicht vordefinierten Orten in unseren Städten, die Freiraum ermöglichen für Kreativität. Und dies im handwerklichen wie im sozialen Sinne. Urbane Gärten sind selbstorganisierte Erfahrungsräume, in denen der eigene Körper und das Selbst in ein fruchtbares Verhältnis zur Umgebung gesetzt werden - ohne vorgefertigte Ergebnisse. Dies ist in einer durch und durch vom passiven Konsum bestimmten Gesellschaft tendenziell ein Faszinosum. Die Erfahrung, dass man zwei Hände hat und mit ihnen sowohl manuell wie zugleich kognitiv die Welt im wahrsten Sinne des Wortes be-greifen kann, interessiert insbesondere die in virtuellen Räumen aufgewachsenen Digital Natives zunehmend mehr. Es zieht sie in die Gärten.

Aus den Internet-Kulturen in die analoge Welt migriert ist auch die zentrale Leitidee der Gemeinschaftsgärten, die "Open Source" heißt. Diese Gärten werden wie Allmenden genutzt und inszeniert; auch wenn die Aktiven nicht Eigentümer der Flächen sind: Partizipation und Einbeziehung der Nachbarschaft sind Common Ground. Urbane Gärten fordern zur Teilhabe auf. So kommt eine Menge an Wissen zusammen und wird produktiv gemixt. Da in der Regel keine Landwirtschaftsprofis mitgärtnern, ist man angewiesen – und damit offen – für das, was vorhanden ist. Es gilt die Maxime, dass vom Wissenteilen alle profitieren, denn man kann voneinander lernen, sich verloren gegangene Fertigkeiten wieder aneignen und beitragen zur Entstehung von etwas Neuem. Die Begrenztheit der Mittel, mit der sich der urbane Bauer zwangsläufig konfrontiert sieht – ob Boden oder Material, Werkzeuge oder Kenntnisse – , verwandelt sich durch die gemeinsame Nutzung in eine Ökonomie der Fülle, des Erfindungsreichtums, des Gebens und der Gegenseitigkeit.

In urbanen Gärten ergibt sich ständig die Gelegenheit und eben auch Notwendigkeit zum Austausch. Das Zusammentreffen der unterschiedlichsten Talente schafft eine lebendige Atmosphäre. Ob in einem Workshop zum mobilen Anbau Milchtüten, zu Window Farming, zum Lastenfahrradbau, zum Begrünen von Hauswänden, Dächern und Balkonen oder bei der Nutzung von Plastikwasserflaschen als Permanentbefeuchter von Humusboden. Gefragt sind immer der Erfindungsgeist und die Produktivität, die häufig erst durch die Weitergabe von Wissen entsteht, das wiederum weiteres Wissen freisetzt, und so ist der schöpferische Prozess in einem Garten nie abgeschlossen. Er ist selbst eine Werkstatt, in der die Dinge umgedeutet und neu ins Verhältnis gesetzt werden. Eins ergibt sich aus dem anderen. Für Ideenreichtum sorgt nicht nur die anregende Gegenwart der unterschiedlichen Pflanzen, es ist auch die nie versiegende Möglichkeit, sich einzubringen und die Phantasie von den herumliegenden oder auch wachsenden Dingen inspirieren zu lassen. Eine der wichtigsten Zutaten fürs Gelingen ist, dass der Ort nicht verregelt ist. Vielmehr erkennt man an der Atmosphäre der Unaufgeräumtheit und Offenheit, dass Mitarbeit und Mitgestaltung erwünscht und vonnöten sind. Nach und nach kann so auch eine Community entstehen.

Diese Mischung aus Selbstbemächtigung und Vergemeinschaftung, die hier möglich wird, ist eine wichtige Voraussetzung für die Herausbildung von nachhaltigen Lebensstilen, die Lebensqualität und Fülle auf der Basis geringerem Ressourcenverbrauch findet, und genau hierin wiederum liegt einer der Gründe, warum die Stiftungsgemeinschaft anstiftung & ertomis Projekte der urbanen Landwirtschaft fördert und erforscht. Und auch, warum wir uns bemüht haben, diese

Ausstellung nach München zu holen: Urbane Gärten sind Orte in der Stadt, die zum Selbermachen anregen, die nicht vordefiniert sind, die auch im geistigen Sinne Freiräume schaffen, die die Kreativität anregen ..

Landwirtschaft in der Stadt verknüpft sich nicht zufällig mit den vielfältigen Kulturen des Selbermachens. Neben Urban Gardening stehen derzeit Urban Knitting, Stich'n Bitch, Crafting, Fab Labs, etc. hoch im Kurs. Traditionelle Handwerkstechniken wie Stricken, Nähen oder Tischlern werden umcodiert; analoge wie digitale Bereiche des Selbermachens greifen immer mehr ineinander. Und sie nehmen Bezug auf den öffentlichen Raum; Strickmobs und Aktionen der Münchener "Rausfrauen" sollen die Handarbeit von patriarchalem Ballast befreien und zugleich die Stadt als Lebensraum verschönern. So wie Guerilla Gardening. Dabei entstehen neue Bilder und Vorstellungen von Urbanität.

"Der innere Zusammenhang scheinbar so grundverschiedener Dinge wie CNC-Fräsen und Kochen, Lastenfahrräderbauen und Gärtnern, Plastikersatzteileausdrucken und Häkeln ist die erklärte Absicht, ", schreibt meine Kollegin Andrea Baier, zu prüfen, ob man noch Herr (oder Frau) des eigenen Lebens (und der eigenen Stadt) ist bzw. ob man es wieder werden könnte."

In jedem Fall will man die Dinge durchdringen, von Anfang bis Ende verstehen, verbessern, umnutzen, reparieren, weiterverwerten – das seien immer wieder die Stichworte in den Selbstbeschreibungen der Akteure. Industrieprodukte zu entzaubern, ist das erklärte Ziel.

Die "Nerds" protestieren dagegen, dass die Industrie Nachbau und Reparieren nicht mehr zulässt. Im Self-Repair Manifesto wird das Recht auf Schaltpläne reklamiert. In der neuen DIY-Bewegung gilt das Verunmöglichen des Reparierens nicht nur als ökologisch grundfalsch, sondern sogar als Verweigerung eines elementaren Zugangsrechts: "If you can't fix it you don't own it." (www.ifixit.com/Manifesto)

Die Verwandtschaft von urbanen GärtnerInnen und DIYlern - DIY so nennt sich das Selbermachen in anglophiler Manier - ist insofern augenfällig: Gärtnern dient auch dazu, die Codes der Lebensmittelindustrie zu knacken. Im Gemüseanbau liegt Selbstermächtigung, man begegnet den grundlegenden Fragen der Subsistenz: Woher kommt das Essen? Wie kann man sich organisieren, dass die Sorge für das Lebensnotwendige Spaß, Sinn macht und gleichzeitig Gemeinschaft schafft? Und natürlich die Frage: Wem gehört das Land?

In diesem Sinne ist die Gartenbewegung tatsächlich subversiv. Oft wird gegen sie vorgebracht, dass das Urban Gardening eine Stadt niemals ernähren könne. Dabei ist das vorläufig gar nicht ihre Aufgabe. Ihre Bedeutung liegt vielmehr in der Wertschätzung der kleinbäuerlichen und der Subsistenzproduktion sowie in der Erfahrung und Einübung einer Logik, die nicht auf Verwertung, sondern auf Versorgung ausgerichtet ist. Urban Gardening ist auch Plattform und Erfahrungsraum für die Erkenntnis, dass die Nahrungsmittelfrage eine zentrale gesellschaftliche Frage ist, und im Übrigen keineswegs gelöst. Urban Gardening macht zudem deutlich, dass die Versorgung mit den lebensnotwendigen Dingen nicht länger an die Industrie oder den Markt delegiert werden sollte, dass stattdessen ganz neue Koalitionen zwischen Zivilgesellschaft und Gemeinwesen beginnen sollten, sich mit den grundlegenden Fragen der Existenz zu befassen und Schnittstellen zwischen kultureller, sozialer und ökonomischer Produktivität als wirkliches Zukunftspotenzial zu entdecken. Und zwar sowohl auf gesellschaftlicher Ebene als auch auf Seiten des Individuums.

Mediengesellschaft: Real ist was repräsentiert wird

Aus den Kulturwissenschaften wissen wir, dass ein soziales Phänomen erst dann "real" ist, wenn es abgebildet und medial repräsentiert wird. Wenn diese Erkenntnis zutrifft, dann bietet sich dem städtischen Gärtnern eine große Chance, unseren Blick auf die Städte zu verändern, denn es erfährt derzeit eine große mediale Aufmerksamkeit; die vielen kleinen Projekte wie Kiezgärten, Interkulturelle Gärten, Nachbarschaftsgärten, Urban Farming Projekte, Selbsterntegärten ebenso wie das mitunter sehr medienwirksame Guerilla Gardening oder auch die Pioniernutzung auf dem ehemaligen Berliner Flughafen Tempelhof. Umgenutzte Flughäfen und Industriebrachen künden von einer Übergangszeit; und das kann ein hochgradig produktiver Zustand sein, wie nicht zuletzt die Aktivitäten des Allmende-Kontors zeigen (www.allmende-kontor.de). Es ist der derzeit wohl größte und spektakulärste Gemeinschaftsgarten Europas mit mehr als 450 aktiven Gärtnerinnen und Gärtnern. Er entstand diesen Sommer auf Initiative von Berliner GartenaktivistInnen. Hier soll öffentlicher Freiraum durch kooperative Nutzung als Allmende [Gemeingut] ins Bewusstsein gebracht und gestaltbar gemacht werden - deshalb auch der Allmende-Begriff. Das Kontor soll zugleich Anlauf- und Beratungsstelle für urbane Gemeinschaftsgartenprojekte werden.

Wenn die Neuköllner Kiezbevölkerung auf dem Tempelhofer Feld im Rahmen des Allmende-Kontors in selbstgebastelten und oftmals abenteuerlichen Beetkonstruktionen gärt und sich bei dieser Gelegenheit Herkünfte, Generationen und Milieus mischen, dann ist das zuallererst eine ungewöhnliche Nutzung des öffentlichen Raums. Hier treffen die Bewohner nicht unter dem Banner der Großevents, der Werbung oder des Konsumzwangs zusammen: Vielmehr sind solch dezentrale Praxen im öffentlichen Raum Ausdruck eines implizit formulierten Anspruchs: auf eine grüne Stadt für alle. Man will immer auch zeigen, dass es anders geht: gemeinsame Nutzung statt privates Eigentum, lokale Lebensqualität statt ferngesteuerter Konsum, Miteinander statt Vereinzelung.

Die Zukunft der Stadt ist grün

Nicht zuletzt diese Form der Nutzung zeigt, dass mit der neuen Gartenbewegung Verwaltung und Stadtplanung auf eine selbstbewusste und kenntnisreiche junge Generation trifft, die einen Dialog auf Augenhöhe führt. Man wartet nicht mehr auf Vorgaben "von oben", sondern will den Nahraum, den man bewohnt, selbst mitgestalten. Die Generation Garten ist handlungsorientiert, hochgradig pragmatisch – und: gut ausgebildet. Werner Steinke von der Hamburger Behörde für Stadtentwicklung und Umwelt berichtete im April auf der Buchvorstellung von Urban Gardening in Hamburg, dass der Stadtplanung noch nie so ein selbstbewusstes BürgerInnenentum gegenüberstand, das bei der Gestaltung des Wohnumfelds nicht nur mitredet, sondern häufig auch noch die überzeugenderen Ideen hat. Dies werde das Verhältnis zwischen der Zivilgesellschaft und der Verwaltung grundlegend verändern. Gute Aussichten für neue, fruchtbare Koalitionen, die dringend benötigt werden, um der immer noch grassierenden Privatisierung und Kommerzialisierung unseres Lebensraums Stadt Einhalt zu gebieten und die Voraussetzungen für eine grüne, partizipative Stadt der Zukunft zu schaffen.